

HISTORISCHER KRIMINALROMAN

MORD IM KAISERBAD



DAGMAR A. HANSEN

Dagmar A. Hansen

MORD IM KAISERBAD

Historischer Kriminalroman

1.

„Den Gemeinschaftsraum schließe ich jeden Abend Punkt neun Uhr ab und nichts, aber auch gar nichts, aus diesem Raum darf in die Zimmer der Mieter verschleppt werden. Keine Zimmerpflanze, keine Lampe und die Zeitung erst recht nicht. Da bin ich empfindlich. Außerdem gestatte ich keinen Damenbesuch, hören Sie? Dies ist ein ordentliches Haus und soll es auch bleiben.“ Krings fuchtelte mit seinem knotigen Zeigefinger vor Richard Schopps Brustkorb herum. „Ja, Herr Krings.“ Richard nickte seinem neuen Vermieter zu und warf einen verstohlenen Blick auf die vorrückenden Zeiger der Pendule. Seit einer Viertelstunde hielt sich Christian Krings, ein hutzeliger Witwer in den Siebzigern, nun schon auf der Schwelle seiner neuen Wohnung auf. Dabei waren die Hausregeln bereits im Vorfeld besprochen worden und Richard hatte sich mit diesen einverstanden erklärt.

Sofort nach Besichtigung der Unterkunft im letzten Monat hatte er sich für das Größere der beiden freien Zimmer entschieden, den Vertrag unterzeichnet und die Miete vorab für vier Wochen entrichtet. Neugierig reckte Krings seinen faltigen Hals, was ihm das Aussehen einer Schildkröte verlieh, doch Richards Tasche, die verschlossen im Flur stand, gab nichts über ihren Inhalt preis. Nur, dass sie alt

und prall gefüllt war, sah man ihr an. Krings trat einen Schritt zurück. „Frühstück zwischen sieben und halb neun. Sonntags zwischen acht und neun. Eier kosten extra und seien Sie pünktlich.“

„Das werde ich“, versprach Richard zunehmend ungeduldig. Er hätte in dieser Minute vieles versprochen, um endlich allein zu sein. Doch Krings Litanei war noch nicht zu Ende. Er hob seinen Arm leicht an, streckte den Zeigefinger in die Höhe. „Eines noch, hüten Sie sich vor dem Halunken mit dem Bauchladen in Begleitung eines zahmen Raben. Der Kerl lungert immer am Stadttor herum und versucht, den braven Leuten das Geld aus der Tasche zu ziehen.“

„Meinen Sie den einbeinigen Orakelverkäufer?“

„Freilich den. Er spricht nie ein Sterbenswort zu anderen Menschen, aber mit dem fleddije Krauvogel auf seiner Schulter redet er. Von solch eigenartigen Gestalten kommt nichts Gutes.“

„Na, da bin ich aber froh, dass Sie mich vor ihm gewarnt haben.“

Richard nickte Krings ein weiteres mal zu, wünschte ihm einen guten Tag, nahm seine Tasche und schloss die Tür hinter sich. Hoffentlich würde sich Krings nicht jeden Tag als so redefreudig erweisen.

Richards Domizil befand sich auf der zweiten Etage eines Aachener Bürgerhauses, welches zur Hälfte im Schatten des gewaltigen Marschiertores stand. Die Großmarschierstraße war eine renommierte Wohngegend, die ihren Namen dem

mittelalterlichen Stadttor verdankte. Krings vermietete an drei weitere Parteien, ausschließlich Männer. Nur im Dachgeschoss neben dem Trockenspeicher war noch niemand eingezogen.

Zufrieden sah Richard sich um. Sein Heim war schlicht eingerichtet, geräumig, besaß zwei Westfenster und mittels Samtschals konnte er den hellen Tag aussperren, wenn ihm danach zumute war. Die beiden spanischen Wände zur Unterteilung des Zimmers hatte er, ebenso wie die Möbel, vom Vormieter übernommen. Die Sachen waren in die Jahre gekommen, aber solide. Bett, Sessel und Fußbänkchen sahen gemütlich aus. Als Justizgehilfe, so lautete seine vorläufige Berufsbezeichnung, verdiente er genug, um sich sogar eine Zweizimmerwohnung erlauben zu können.

Doch er lebte alleine, würde viele Stunden am Tag arbeiten und das bescheidene Zimmer böte ihm die Möglichkeit, eine monetäre Rücklage zu schaffen. Sein dreiunddreißigster Geburtstag rückte näher, höchste Zeit, seinem Leben eine neue Wendung zu geben. Ersparnes stellte einen guten Anfang dar. Dass ihm seine bisherige Existenz im November um die Ohren geflogen war, sollte ihm eine Lehre sein. Seine alte Uniformjacke war ihm geblieben, ebenso sein Säbel, kaum mehr.

Richard hievte die Tasche auf das Bett, löste deren Haltegurte und machte sich daran, dem Zimmer eine persönliche Note zu verleihen. Sein Gepäck umfasste eine nicht allzu umfangreiche Garderobe, ein paar Schuhe,

Stricknadeln und drei Handtücher, deren Bestand er schnellstmöglich aufstocken musste. Das helle Halstuch hing er an einen Haken, die schon etwas abgewetzte Hausjoppe über die Stuhllehne, das Schnupftuch legte er auf den Nachttisch. Ein wenig Kleinkram, welcher der Körperpflege diene und das Rasierzeug samt Alaunstift, fanden neben der Waschschüssel ihren Platz. Heute war der Wasserkrug gefüllt, ab morgen würde er sich selbst darum kümmern müssen.

Die letzten Monate hatte er notgedrungen in seinem Elternhaus gewohnt. Einige Wochen war es gutgegangen. Die kalte Jahreszeit hatte sich am warmen Ofen gut angefühlt. Doch nun wurden die Tage länger. Die Enge der kleinen Eifelstadt erdrückte ihn mehr noch, als die herzliche, aber sich in sein Leben einmischende Fürsorge seiner Eltern. Richards Überlegung, nach Aachen zu ziehen, fiel fast zeitgleich mit einem gänzlich unerwarteten Arbeitsangebot zusammen. Er hatte lediglich eine Nacht darüber geschlafen, dann war sein Entschluss gefasst, es zu ergreifen. Auf diese Weise entkam er zudem einer hausbackenen Nachbarin, die Freundlichkeit mit dem Interesse an ihrer Person auf eine Stufe stellte. Sie hatte sich in den Kopf gesetzt, ihr Glück in der Ehe mit ihm zu finden. Eine Meinung, die Richards Mutter unterstützte, er jedoch ablehnte.

Als ob ein Mann unbedingt eine Ehefrau brauchte. Er jedenfalls kam bestens alleine zurecht.

Seine Mutter hatte es sich nicht nehmen lassen, ihm zur Abreise aus seinem Heimatort Kalterherberg heimlich eine Flasche Els zuzustecken. *Ein bisschen Heimat in der Ferne, Jong'*. Sein Vater setzte die gleiche Idee um. Hinter dem Rücken seiner Ehefrau und mit fast den gleichen Worten. An magenberuhigendem Alkohol würde es ihm jedenfalls in den nächsten Wochen nicht mangeln. Er verstaute die leere Tasche unter dem Bett. Der lange Fußmarsch in den dunklen Morgenstunden sowie die anschließende rappelige Anreise per Linien-Kutsche, steckten ihm noch in den Knochen. Die Versuchung, sich einen Moment hinzulegen und die Augen zu schließen, war verlockend. Andererseits herrschte in Aachen an diesem sonnigen Märztag eine heitere Frühlingsstimmung, die dazu einlud, den froststarrenden Eifeler Winter abzuschütteln.

Seine Entscheidung fiel zugunsten des Vergnügens aus und er fischte aus seinen Utensilien eine kleine Reisekleiderbürste hervor. Zum Einstieg in sein Stadtleben käme es gerade recht, sich einen Besuch in einem der Caféhäuser zu gönnen, auch wenn es in den meisten nur Kaffeeersatz geben würde. Seit der Handelsblockade gegen England und deren Kolonien war echter Bohnenkaffee ein Luxusgut geworden. Der Zichorienkaffee hatte die Stelle des belebenden Getränks eingenommen, auch in den gehobeneren Caféhäusern. Aber mit Milch und Zucker ließ sich auch der Kaffeeersatz schlucken.

Bei der Gelegenheit könnte er sich gleich einen Eindruck von seiner künftigen Heimatstadt verschaffen. Wenn er denn zwischen all den Menschen heimisch werden konnte. Der Spiegel über dem Waschtisch war fleckig, genügte seinen Ansprüchen aber. Richards Seitenscheitel und seine Kinnpartie waren ordentlich rasiert. Das Halstuch, ein Geschenk seiner Schwester, wirkte entsprechend der Mode salopp.

Er streckte gerade die Hand nach seiner Börse aus, als ein Klopfen sein Vorhaben unterbrach. Es war Krings, ein Arm deutete in Richtung des Treppenhauses. „Herr Schopp, unten wartet ein Besucher für Sie. Sein Anliegen sei äußerst dringlich, behauptet er.“

„Hat er einen Namen?“

„Jottschalk oder so ähnlich. Dünnes Haar, Samtschleife. Seien Sie so gut und beeilen Sie sich. Ich soll ausrichten, dass vor der Tür eine Kutsche wartet.“

„Einen Augenblick, ich komme gleich.“

„Gut, ich sage Bescheid.“

Gottschalk war die rechte Hand des Friedensrichters Meller, welcher ihm die Arbeitsstelle angeboten hatte. Eigentlich hätte sein Dienst erst am Montagmorgen beginnen sollen, mit genügend Gelegenheit, sich vorzubereiten, sich in der Stadt zu orientieren und seine Papiere bei den zuständigen Behörden auf den aktuellen Stand bringen zu lassen.

Richard fischte das Orakelbriefchen aus seiner Tasche.

Anders als Krings hatte er den Rabenmann nicht als

Halunken eingeschätzt, sondern in ihm einen Kriegsversehrten gesehen, der versuchte, seinen Lebensunterhalt mit den Möglichkeiten zu verdienen, die ihm das Schicksal gelassen hatte. Richard brach das Wachströpfchen, faltete den kleinen Zettel auseinander und las die kantigen Buchstaben.

Wo Deine Gaben liegen, liegen Deine Aufgaben.

„Schau an, der Rabe ist ein kluger Vogel. Nur, mein Lieber, wie es aussieht, muss der Kaffee noch ein wenig warten“, informierte er sein Spiegelbild, ließ einen Blick durch sein neues Heim gleiten und zog dann die Tür hinter sich zu. Was mochte so dringend sein?

Gottschalk, ein steter Quell vieler Worte, ließ Richard mit gewichtiger Miene wissen, dass er kein Sterbenswörtchen, überhaupt nichts von dem, was er gleich erfahren würde, dritten gegenüber preisgeben dürfe. „Uns erwartet eine äußerst brisante Angelegenheit mit ungeheurer Tragweite. Selbst wenn ein barbarischer Unhold mein Leib und Leben mit einer geladenen Waffe bedrohen würde, käme mir kein Wort über die Lippen.“ Gottschalk spitzte die Lippen. „Ich gehe davon aus, dass Sie im Falle eines Falles ebenso mannhaft handeln würden?“

„Ja, sicher.“

„Nehmen Sie das nicht auf die leichte Schulter. Meine verlässliche Verschwiegenheit hat dazu beigetragen, dass Herr Friedensrichter Meller nicht mehr auf meine umfangreichen Leistungen im Dienste der bürgerlichen Allgemeinheit verzichten möchte“, betonte Gottschalk, drehte sich und pochte gegen die Scheibe. „Kutscher, so fahre er zum Mennebruer!“

Das Gefährt rollte an.

Die Säkularisation durch die französischen Besatzer trieb so manche seltsame Blüte. Mennebruer, so nannte man im Volksmund das Gefängnis, das hatte sich selbst zu Richard durchgesprochen. Vor der französischen Besatzung war das komplexe Gebäude ein Ordenshaus des Franziskanerordens gewesen. Es hatte als Wohnhaus und Arbeitsstätte der Brüder, gleichzeitig Rückzugsort, Kirche, Hospital, Anlaufstelle für Hungrige und Hilfesuchende gedient. Jetzt herrschte dort militärische Präsenz. Die Franzosen unter der Führung von Kaiser Napoleon Bonaparte verstanden sich auf das Verwalten, den Umgang mit Waffen und strenge Disziplin.

Darüber hinaus hatte die Justizverwaltung im Mennebruer etliche Räumlichkeiten bezogen, was lange Verwaltungswege sparte. Auch das Büro des Hermann Joseph Meller befand sich mittlerweile dort. Gottschalk zupfte unzufrieden an seiner längst unmodern gewordenen Haarschleife. „Dieser Krings scheint mir ein neugieriges Individuum. An Ihrer Stelle wäre ich im Gespräch mit diesem

Menschen äußerst achtsam. Wenn der wüsste, was Sie gleich erfahren ...“ Gottschalk seufzte dramatisch, polierte den Daumennagel an seiner Weste und hob die Mundwinkel zu einem gestelzten Lächeln. „Es war übrigens ich, der Sie für diese Ermittlung beim Richter vorschlug. Mit mir als Fürsprecher haben Sie, so Sie sich gut schicken, eine glänzende Karriere vor sich. Ich erwarte natürlich nicht, dass Sie Ihre Dankbarkeit zeigen, indem Sie mich hofieren, wobei ein kleiner Gefallen zu gegebener Zeit ...“

Richard blendete das selbstgefällige Salbadern aus und betrachtete die Straßenzüge, derweilen Gottschalk unverdrossen weiter redete. Es war früh im Jahr und die Kursaison noch nicht eröffnet und doch waren an diesem freundlichen Tag viele gutgekleidete Damen und Herren unterwegs. Nicht nur die großen Hotels, auch mehrere Gasthäuser und Restaurants hatten bereits geöffnet. Man erkannte es daran, dass ein ordentlich gekleideter Kellner bei der Tür stand, um etwaigen Gästen beflissen über die heutig angebotenen Speisen Auskunft zu geben.

Der Kutscher lenkte das Pferd im Schritttempo über den gut besuchten Marktplatz, bog, wie ein Schild verriet, in die Kölnstraße ein, nahm nach wenigen Häusern die erste Abbiegung nach links und hielt vor dem Gefängnis. Der Bau war mehrere Stockwerke hoch, die Fenster der Zellen winzig und die Steine waren im Laufe der Jahrhunderte dunkel geworden.

Für Richard und Gottschalk unsichtbar wurden irgendwo Befehle gebrüllt, Hacken klackten, jemand schrie wie von Sinnen. An dem großen Tor patrouillierten Wachmänner mit langen Gewehren, auf deren Läufe Bajonetts aufgefplant waren. Ihre Uniformen saßen schlecht, waren kurz an den Ärmeln, eng an den Schultern. Tuch war nun mal teuer, da wurde genommen, was vorhanden war, weitergereicht und so lange getragen, bis es nur noch als Lumpen taugte. Dass den Wachmännern zudem zur Instandhaltung ihrer Ausrüstung ein Teil des monatlichen Lohnes abgezogen wurde, führte immer wieder zu Unmut. Alles in allem wirkte das Gefängnis, samt der menschlichen Garnitur, beklemmend.

Richard und Gottschalk durchliefen die übliche Kontrolle, nahmen den Weg über den Hof und betraten den Trakt durch eine gedrungene, nietenbeschlagene Holztür. Gottschalk ließ es sich nicht nehmen, Richard persönlich zum Büro des Friedensrichters zu eskortieren und ihn bei diesem anzumelden.

2.

„Warten Sie hier.“ Gottschalk huschte in das Büro. Vom Vorraum aus konnte Richard den Friedensrichter durch den offenen Türspalt sehen. Meller war von wohlgenährter Statur und trug einen sorgfältig gepflegten Kinnbart. Der Friedensrichter saß hinter seinem Schreibtisch, darauf lag ein niedriger Stapel Akten, zur rechten Hand stand ein Tintenfasschen samt Schreibzeug. Hinter Meller zeichnete sich ein vollgestelltes Bücherregal ab, die Bretter bogen sich unter den schweren Nachschlagewerken.

Gottschalk verbeugte sich und vermeldete: „Schopp ist nun hier, Herr Meller.“

„Ja, danke, Gottschalk. Schicken Sie ihn zu mir.“

„Sehr wohl. Sollte ich Ihnen vielleicht eine neue Flasche Laudanum besorgen, Herr Richter?“

Meller nickte gequält und Gottschalk reagierte mit einem knappen Kratzfuß darauf. „Sehr wohl, Herr Richter.“

Gottschalk hob die Stimme. „Schopp, treten Sie ein.“

Gottschalk eilte selbst über die Stadtgrenzen ein gewisser Ruf voraus. Der Sekretär nahm sich stets zu wichtig, rühmte sich mit den Verdiensten anderer, so hieß es. Doch Richard hatte auch schon von der treu ergeben Fürsorge Gottschalks für seinen Dienstherrn gehört.

Meller litt schon seit Jahren unter einer chronisch gewordenen Gürtelrose, einer grausamen Krankheit.

Strenge Disziplin, die Liebe zu seinem Beruf und starke Medikamente halfen ihm, seine Pflicht zu erfüllen. Nun wo Richard und er alleine waren, senkte Meller die eiserne Maske. Er sackte zusammen, tiefe Falten dokumentierten sein Leiden und doch klang seine Stimme fest wie eh und je. „Geht es für Sie in Ordnung, schon heute den Dienst anzutreten?“

„Geht es.“

Meller nickte erleichtert. „So wie ich Gottschalk kenne, hat er nicht mit nebulösen Andeutungen gespart. Ich will ehrlich sein: Ihr Vorgänger Middelberg hat große Fußstapfen hinterlassen und ich habe diesen Mann nur äußerst ungern aus dem Dienst gelassen. Ich weiß nicht, ob Ihnen dies geläufig ist, aber er stellte den Mörder der Geschwister Bülles. Kennen Sie ihn? Er stammt auch aus der Eifel, wenn ich mich recht entsinne.“

„Der Name ist mir bekannt, nicht aber der Mann.“

„Leider ist Middelberg aus privaten Gründen nach Würselen gezogen. Nehmen Sie Platz, Schopp. Ich weiß um Ihren Verdienst und ich habe auch von Ihrer Entlassung Kenntnis. Ich bin bereit, Ihnen eine Chance als Ermittler zu geben, zumindest bis Baron de Ladoucette seinen Dienst als Polizeipräfekt vollumfänglich antritt. Sind Sie nach wie vor bereit, diese zu nutzen?“

Natürlich wusste Richard, worauf Meller anspielte. „Ja.“

„Gut. Dann will ich Sie ins Bild setzen. Die Aufgabe, für die ich Sie ursprünglich einsetzen wollte, muss hintenanstehen.“

Es ist etwas passiert und dies hat höchste Priorität.“ Meller strich sich über den Bart. „Heute früh wurde im Stall des Kaiserbades der Leichnam eines jungen Burschen gefunden. Die Umstände seines Ablebens sind auf den ersten Blick nicht eindeutig.“

„Ein Badegast?“

„Gottlob nicht! Ein Bediensteter, aber dies ist schlimm genug.“ Meller kramte in seinen Unterlagen, zog ein Blatt hervor und las vor: „Georg Lambertz, vierzehn Jahre alt, Pferdeknecht. Er wurde am Morgen von einer Freifrau Namens Cosima Odilie zu Ripperda gefunden. Die Dame erlitt daraufhin einen furchtbaren Schock und ist in Folge dessen kaum ansprechbar. Bilden Sie sich anhand der Fakten selbst ein Urteil. Stellen Sie fest, ob ein Unfall oder ein Fremdverschulden vorliegt. Sie haben bereits vom Kaiserbad gehört?“

„Ich muss gestehen: nein.“

„Wirklich nicht? Schopp, Sie enttäuschen mich. Die Anlage genießt sowohl national, als auch international einen erstklassigen Ruf, auch wenn die Fassade eine Renovierung nötig hätte. Im Kaiserbad beschäftigt man die angesehensten Ärzte unserer Zeit und dort finden die fortschrittlichsten Heilmethoden Anwendung. Die Küche, so habe ich mir sagen lassen, sei hervorragend. Sehen Sie sich selbst um, bilden Sie sich eine Meinung, berichten Sie mir. Und wirbeln Sie, um Himmels Willen, keinen Staub auf. Gehen Sie leise, ja nahezu unsichtbar vor. Das Ganze ist

äußerst heikel. Im Kaiserbad wird nicht nur gebadet, gegessen und getrunken, dort werden auch Fremdenzimmer angeboten. Ein modernes Arrangement, die bei den auswärtigen Gästen zunehmend gut ankommt. Der Gast braucht das Kurhaus praktisch nicht mehr zu verlassen, um in den Genuss aller Annehmlichkeiten zu kommen, denn er findet alles unter einem Dach vor. Wohnen, speisen, flanieren. In den Salons werden Unterhaltungen geboten, darunter Theaterstücke, Konzerte, Tanz- und Casinovergnügen. Sehr gediegen, sehr privat. Entsprechend nobel sind die Gäste, welche dort logieren. Nach Ostern wird Madame Laetizia Ramolino samt Entourage im Kaiserbad erwartet.“

„Madame Mère?“ erkundigte sich Richard sicherheitshalber und hoffte inständig auf eine Verneinung.

„Die Nämliche.“ Meller suchte sich schwer atmend eine bequemere Haltung. „Die Mutter des Kaisers Napoleon Bonaparte höchstselbst, vermutlich in der Begleitung ihrer Tochter Pauline Borghese, von der man sagt, dass sie die Lieblingsschwester unseres Kaisers sei. Die ruhende Venus, Sie verstehen?“

Richard nickte. In kulturellen Ereignissen war er nicht sonderlich bewandert, diesmal jedoch wusste er um die Andeutung Bescheid. Mochte dies in den Augen des Richters für oder gegen ihn sprechen? Dass sich Madame Borghese unbekleidet in der Pose der siegreichen Venus skulptieren ließ, hatte vor einiger Zeit einen handfesten Skandal

ausgelöst. Vermutlich hatte der Neid einiger Damen einen Anteil daran, denn hinter vorgehaltenen Händen hieß es, dass Madame Borghese von wohlgeformter Statur sei.

„Außerdem ist die Borghese schwerreich und, anders als Madame Mère, liebt sie es von früh bis spät einzukaufen“, fuhr Meller fort. „Die Aachener Geschäftsleute erhoffen nicht nur klingelnde Kassen, sondern auch weitreichende Empfehlungen gegenüber anderen Adelsfamilien. Der Todesfall muss schnellstmöglich aufgeklärt werden und ich habe unmissverständliche Anweisungen erteilt, dass Sie jedwede Unterstützung erhalten sollen. Der Kurdirektor des Kaiserbads heißt Claus Eichhorn. Er wird Ihre Fragen beantworten und Sie unterstützen. Ich habe mir ferner erlaubt, ihm Ihre Anschrift mitzuteilen, damit es ihm möglich ist, Sie zu kontaktieren.“

„Natürlich. Wo finde ich den Leichnam?“

„Im Gewölbekeller des Grashauses. Dort werden ungeklärte Todesfälle und anonyme Leichen untergebracht. Unmittelbar nach dem Auffinden hat der Direktor den Toten dorthin schaffen lassen.“

„Ohne dass er zuvor von einem Polizeidiener in Augenschein genommen wurde?“

„Wir werden kein Gewese darum machen. Es ist ohnehin nicht zu ändern. Ich lasse der Gendarmstation am Markt Bescheid geben, dass man Ihnen dort einen Raum und was Sie sonst noch brauchen zur Verfügung stellt. Diskret, versteht sich.“

„Mit Verlaub, ich kann nicht als Fremder in einer Gendarmstation arbeiten und die Männer vor Ort über meine Tätigkeit im Unklaren lassen. Man würde mich für einen Spitzel halten, der sie beobachten und über ihre Arbeitseifer Bericht erstatten soll.“

„Da mögen Sie Recht haben. Das führt nur zu Unfrieden. Welchen Titel führen Sie?“

„Justizgehilfe.“

„Das klingt zu unbedeutend. Flößt keinen Respekt ein. Capitain, vielleicht? Nein, ein Hauptmann, braucht Untergebene. Justizdiener? Das ist nicht besser als Gehilfe. Kommissar ... Besser. Justizkommissar? Ja, das macht etwas her. Nun schauen Sie nicht so kritisch, Schopp. Wenn ich das sage, geht das in Ordnung. Zumindest gegenwärtig.“ Meller ächzte unter Schmerzen. „Es kommen neue Zeiten auf uns zu, Schopp. Ladoucette bringt viele neue Ideen ein. Der Mann hat sich in seinem alten Wirkungskreis einen guten Namen gemacht und der Kaiser hat es ihm mit einem Titel gedankt. Ab Ende April wird die Ära des Kriminalgerichts vorüber sein und an dessen Stelle wird der Assisenhof, sowie das Spezialgericht treten. Damit verknüpft sind einige neuartige Ideen. Es ist angedacht, dass sowohl die Polizei, als auch die Gendarmen künftig einen Bonus erhalten sollen, der an die Erfolge gekoppelt ist. Wird ein Halunke zu einer Geldstrafe verurteilt, so geht ein gewisser Prozentsatz der zu leistenden Sanktionierung an die Polizei- oder Gendarmentruppe, die diesen Lump festsetzte. Weitere

Prämien sind für die Überführung von Straftätern, Vaganten und Konfidenten vorgesehen. Das soll für unsere Männer ein Ansporn sein, noch einsatzfreudiger das Verbrechen zu bekämpfen, argumentieren die Befürworter.“

„Der Straftäter selbst belohnt diejenigen, die ihn verhaften. Die Idee hat etwas für sich“, stimmte Richard zu.

„Die Gegner meinen, dass ein derartiger Anreiz womöglich brave Bürger in den Sog einer etwaigen polizeilichen Prämiengier geraten ließen. Oder, dass man die Kleinkriminellen künftig ungeschoren ließe, weil auf die Ergreifung eines Schwerverbrechers eine hohe Fangprämie ausgesetzt ist. Aber wo bliebe denn dann die Härte des Gesetzes, dass für alle gilt? Ginge es nach mir, sollten nicht nur die Gendarmen, sondern auch die Polizeidiener endlich ordentliche Waffen tragen dürfen. Doch dies wird an anderer Stelle entschieden.“

3.

Als Meller den Weg beschrieb, hatte er auch erwähnt, dass das Grashaus im frühen Mittelalter Aachens Rathaus gewesen sei, bis es von dem gewaltigen Gebäude am Marktplatz abgelöst worden war. Das alte Grashaus hatte sich bereits vor fünfhundert Jahren als zu klein für den städtischen Verwaltungsapparat erwiesen und so beschlossen die Aachener die Ruine des alten Herrscherpalastes herzurichten und zugleich zu erweitern. Nach dem verheerenden Stadtbrand war es erneut aufgebaut worden, doch mittlerweile befand sich das sogenannte *Neue Rathaus* in einem verwahrlosten Zustand. Obendrein stand es an Marktplatz, ein Schandfleck, der für jeden weithin sichtbar war. In den Fassadennischen brüteten Tauben, an einer Ecke war das Dach abgesackt, acht der oberen Fensterscheiben blind geworden, die Treppenstufen zur Außenempore waren bröckelig.

Um so erstaunter war Richard, als er bemerkte, dass sich mehrere Männer bemühten an einem Dach einen Flaschenzug anzubringen, der offenbar Schieferplatten nach oben hieven sollte. Zahlreiche Zuschauer scharten sich um einen Karren und beäugten, die Köpfe in die Nacken gelegt, das Werkreiben. Augenscheinlich erfuhr das Rathaus eine Instandsetzung. Gewiss war sie eine erfreuliche Folge des zunehmenden Fremdenverkehrs.

Richard verließ den Markt, bemerkte mit einem Lächeln eine Schar tschilpender Spatzen, die sich in einer Kuhle auf dem Domhof ein Sandbad gönnten und orientierte sich kurz, bevor er Mellers Wegbeschreibung folgte. Das buckelige Kopfsteinpflaster der Spitzgasse war unbequem zu gehen, die Häuser standen so nahe zusammen, dass zwei Karren nicht aneinander vorbeikamen. Ein Kerzenzieher gab seinen beiden Lehrlingen vor offenem Fenster Anweisungen, wie Taufkerzen herzustellen seien. Aus einer Drechslerei stieg frischer Holzduft in Richards Nase. Er hielt sich links und erreichte nach wenigen Schritten sein Ziel.

Das gedrungene Grashaus, ein zweigeschossiger, grauer Steinbau, wirkte trutzig. Die Flügeltür war weit geöffnet, in dem Durchgang saß ein rotnasiger Wachmann auf einem Stuhl. Auf dem Tisch neben ihm lag eine aufgeschlagene Kladde. Er fingerte unter seinem Oberschenkel ein Taschentuch hervor, schnäuzte sich und sah Richard aus fiebrigen Augen leidend an. „Was kann ich für Sie tun? Woll’n Sie den Umbau kontrollieren? Die ehemalige Dreckslöcher werden bald propere Lagerräume abgeben, wa?“

„Mitnichten. Ich bin Ermittler im Todesfall des jungen Georg.“

Das Schneuztuch verschwand wieder aus Richards Sicht.

„Ahsue, und ich dachte schon, Sie sind der Monsieur Alumnus.“ Der Verschnupfte wies auf eine metallverstärkte Tür linker Hand. „Die Verblichenen liegen unten. Gleich an

der Wand hängen zwei Lampen und Zündhölzer liegen darunter. Das Licht der Kleineren ist leichter einzustellen. Das Treppenhaus ist nicht ganz ungefährlich. Achten Sie auf die niedrige Decke und die schmalen Stufen. Sie wollen sich ja selbst bestimmt nicht mausetot unter 'nem Laken wiederfinden, wa?“

Richard ließ diesen makabren Bonmot unkommentiert, bediente sich und stellte mit dem ersten Blick fest, dass er gut daran täte, den Ratschlag zu beherzigen. Es gab keinen Handlauf, die unregelmäßigen Wände waren feucht und die Stufen durch jahrhundertelange Nutzung arg ausgetreten. Die Luft wurde, je weiter Richard nach unten kam, zunehmend übler.

Der Tod hatte einen ganz eigenen, durchdringenden Geruch und da Richard wusste, dass es wenig nutzte, sich Stoff vor die Nase zu pressen, ließ er sein Halstuch, wo es war.

Das Ende der Treppe mündete in einen Kellerraum der Platz für acht Tische bot. Auf fünf, alle mit Laken bedeckt, wölbten sich erkennbare Leiber. Unter einem lugte eine lange, graue Haarsträhne hervor. Auf einem weiteren Tisch ruhte der Leichnam eines Kindes, welches kaum das Säuglingsalter hinter sich gelassen hatte.

Drei Petroleumlampen erleuchteten die Umgebung nur unzureichend. In dem Mittelgang stand ein gebeugter Mann, der einen aschfarbenen Kittel trug. Er bewegte etwas in einer Emailleschüssel, Wasser platschte. Sorgsam legte er ein abgespültes Instrumentarium zu anderen auf einen

Beistelltisch, über den ein Handtuch gebreitet war. Über die genaue Verwendung der Gerätschaften wollte Richard, angesichts der brachial anmutenden Sägezähne, nichts wissen. Erst jetzt fiel ihm auf, dass er es versäumt hatte, sich nach dem Namen des Arztes zu erkundigen. Er klopfte auf einen der freien Tische. „Guten Tag.“

Der Arzt fuhr zusammen, setzte seine beiseite gelegte Brille auf und blinzelte Richard an. Er mochte Mitte vierzig sein, war von untersetzter Statur und sein Schädel beinahe kahl. „Ja, bitte?“

„Richard Schopp. Ermittler im Todesfall des Stalljungen.“ Sein Gegenüber verzog sein Gesicht zu einem dünnen Lächeln, wischte die Hände an dem Kittel trocken und streckte Richard zur Begrüßung die Rechte hin. „Ah gut, weiß Bescheid. Packebier mein Name, approbierter Chirurg, Medizinchemiker und Leichenbeschauer. Da drüben, der letzte Tisch. Brauchen Sie ein pfefferminzgetränktes Läppchen für das werte Wohlergehen?“

„Nicht nötig, danke. Ich möchte Sie ohnehin nicht länger als nötig aufhalten. Was können Sie mir berichten?“

Packebier ging voran, hing eine Laterne an einen dafür vorgesehenen Wandhaken und kontrollierte, ob das Licht auf der hellsten Stufe stand, indem er den Regler hin und her drehte. Das Brenngemisch zischte, stank und eine schwarze Rußfahne presste das spärliche Flämmchen nieder, bevor es diesem gelang, sich freizukämpfen. „Bereit?“

Richard nickte. Packebier lupfte das Laken, so dass zunächst nur der Kopf und der Hals des Jungen zu sehen war. Georgs Augen waren geschlossen. Etwas Kindliches lag in seinen Zügen und er wirkte, als ob er bloß schlief. Obgleich Richard den Jungen nicht kannte, bedauerte er aufrichtig dessen viel zu frühen Tod. In diesem Alter sollte man die Zukunft, viele Pläne und die Liebe noch vor sich haben. Georg war ein ansehnlicher Bursche gewesen. Sandblondes Haar, erster Bartflaum zeigte sich auf seiner Oberlippe. Von den Pusteln, die das Erwachsenwerden oft begleiten, war er verschont geblieben. Auf seiner Stirn befand sich ein bläulich schimmernder Fleck.

„Georg Lambertz, vierzehn Jahre. Keine Hinweise auf Fehlernährung, Knochen und Zähne sind in altersgemäßen Zustand“, dozierte Packebier. „Georg ist bisschen kleiner als andere seines Alters, hat aber nichts zu sagen. Seine Augenfarbe ist braun, falls das für Sie wichtig ist. Schwielige Hände, die von seiner Arbeit im Stall herrührt. Keine Hinweise auf frühere Verletzungen.“

„Die Todesursache?“

„Ich zeige es Ihnen. Helfen Sie mir, den Burschen umzudrehen. Auf drei, zu mir.“

Georgs Leib war erstaunlich schwer, die Haut kalt und das Umdrehen kam einem respektlosen Herumwälzen gleich. Diesen Teil der Ermittlungsarbeiten verabscheute Richard, da brauchte er sich nichts vorzumachen. Packebier deutete auf den Hinterkopf des Jungen. „Sehen Sie die

eingetrocknete Blutkruste? Ein bisschen länger als mein Handteller, eine Platzwunde in Form eines Spaltes. Auf den ersten Blick sieht sie nicht sonderlich gefährlich aus. Das Mal auf der Stirn haben Sie bemerkt?“

„Ja.“

„Ich vermute, dass Lambertz bereits auf dem Boden lag, als ihm der tödliche Schlag zugefügt wurde. Womöglich hat er sogar noch eine Weile gelebt, ohne das Bewusstsein zu erlangen.“

„Gibt es Anzeichen für einen Kampf?“

„Zwei kleine Wunden finden sich an den Händen, aber diese könnten genau so gut von der Arbeit herrühren.“

„Was kann eine solche Kopfwunde verursachen? Ein Pferdehuf vielleicht?“

„Ich denke eher an einen Stiel, ein Werkzeug, einen Holzscheit, einen Feuerhaken, einen scharfkantigen Stein. Die Möglichkeiten sind zahlreich, suchen Sie sich eine aus. Ich vermute, dass Georg dort getötet wurde, wo man ihn fand. Drehen wir ihn wieder auf den Rücken.“ Packebier schnaubte, zog das Laken zurecht und deutete auf den Oberarm des Jungen. Die obere Hälfte der Haut war bleich und auf dem aufliegenden Teil zeigte sie eine ins violett gehende Verfärbung.

„Schauen Sie, mit einem sehr kräftigen Fingerdruck kann ich die Totenflecken noch fort pressen.“ Packebier sprach's, drückte und stellte seine Folgerung unter Beweis. „Wird ein Leichnam zwischen vier und sechs Stunden nach dem

Eintritte des Todes bewegt, lagern sich die Totenflecken komplett neu. Dann geben die Blutgefäße unter dem Auflagedruck des Leibes nach, weiten sich, platzen gar und die Verfärbungen sind dann dauerhaft.“

„Doktor, was wollen Sie mir sagen? Können Sie einen ungefähren Todeszeitpunkt benennen?“ fragte Richard steif. Die Wände schienen näher gekommen zu sein, aber dieser Gestank war noch viel schlimmer. Er wollte fort, von diesem unheilvollen Ort.

„Bisschen empfindlich, was? Machen Sie sich nichts daraus. Da sind schon ganz andere Kaliber zusammengeklappt.“

Packebier bedeckte die sterblichen Überreste, bekreuzigte sich mit einer beiläufigen Geste. „Als man mir den Leichnam heute Morgen brachte, löste sich die erste Totenstarre, die zweite Rigor mortis setzt gerade ein. Ich vermute, dass der Junge gestern Abend, zwischen acht und zehn seinen letzten Atemzug tat. Warten Sie einen Augenblick, ich hole Ihnen Georgs Sachen. Ich habe sie in einen Sack gepackt.“

„Ich kann die Kleidung direkt hier durchsehen. Georg soll, wenn es denn soweit ist, nicht unangemessen bestattet werden.“

Packebier sah Richard prüfend an. „An Ihrer Stelle würde mir die Sachen gründlich ansehen.“

„Wäre es möglich, sie mir in die Pension Krings am Marschierter zu schicken?“ Richard kramte eine Münze hervor. Der Leichenbeschauer nahm sie.

Nachwort:

Diese Geschichte geisterte schon eine ganze Weile durch meine Gedanken.

Die meisten Protagonisten sind meiner Phantasie entsprungen. Die kaiserliche Familie, sowie den Friedensrichter Meller, die Stadtarchivare Meyer, der Kunstsammler Bettendorf und der unwirsche Kritiker Jurende hingegen sind historisch belegt.

Bei der einen oder anderen Erfindung habe ich mir erlaubt, die Zeiten ein wenig anzupassen. Tatsache ist jedoch, dass unter der Herrschaft Napoleons Effizienz mittels ausgesetzten Preisgelder gefördert wurde. Dieser Anreiz brachte sowohl die Erfindung der Konservendose, der Dusche, als auch der Frotteehandtücher hervor.

Das Aachener Kaiserbad blickt auf eine lange Geschichte zurück. Bereits die Römer nutzen diese heiße Quelle für sich. Immer wieder wurde das Bad zerstört, immer wieder wurde es aufs Neue erneut errichtet. Unter der französischen Besatzung verschlechterte sich die Wirtschaftslage des Rheinlandes dramatisch. Die Feldzüge verschlangen Unsummen, Steuern wurden drastisch erhöht, die Kontinentalsperre schränkte den Handel empfindlich ein. Napoleons Mutter und Schwester Pauline schätzten das Kaiserbad und besuchten Stadt und Haus mehrfach. Dass sich das Gebäude auch angesichts der prominenten Gäste in

leicht verwahrlosten Zustand befand, spiegelte die finanziell angespannte Lage der Nation. Ein Restaurant, wie ich es schuf, befand sich 1810 noch nicht im Kaiserbad. Dies wurde erst zehn Jahre später eingerichtet.

Die Stadtbeschreibung, die Lage der Häuser und die Lebensumstände der Bewohner habe ich zeitgenössischen Berichten entnommen. Zu meinem Erstaunen lebten zu dieser Zeit in vielen Vierteln Arm und Reich tatsächlich ohne Dünkel Haus an Haus.

Kinder, die im Waisenhaus am Seilgraben aufwuchsen, hatten deutlich bessere Startbedingungen, als Arbeiterkinder.

Die Ausflugsziele rund um die Kurstadt sind ebenfalls historisch belegt. Doch waren die Öffnungszeiten unter der französischen Besatzung kaum verlässlich, denn Lizenzen wurden in einer Woche erteilt und in der Nächsten wieder entzogen.

Dass sich ein einfaches Dienstmädchen wie Betty derart umfassend mit der Weltgeschehen befasste, ist unwahrscheinlich und alleine meiner Phantasie geschuldet. Das Fundstück habe ich an das sogenannte Karlssiegel angelehnt. Wie im Roman erwähnt, ist es das älteste Siegel der Stadt Aachen. Ursprünglich als Gerichtssiegel verwendet, wurde es im 13. Jahrhundert zum Stadtsiegel umfunktioniert. Als solches war es bis ins 18. Jahrhundert in Gebrauch.

Der Code Civil, das französische Zivilrecht, behandelte auch Ehescheidungen. Solche waren bei Einwilligung beider Eheleute möglich. Trennungsbegehren nur eines Ehegatten hingegen wurde nicht stattgegeben.

Der Orakelverkäufer hat sich mit einer Erinnerung an ein Bild aus den Anfängen der Photographie in den Roman geschlichen. Historische Belege für einen solchen Beruf in Aachen habe ich nicht gefunden. Doch brachten die Kriege viele Invaliden hervor und auf diese Weise habe ich einem von ihnen ein Auskommen verschafft.

Abgebrochene Schneidezähne waren eine Möglichkeit, dem Militärdienst zu entgehen, von dem viele junge Männer entschlossenen Gebrauch machten, um dem Kriegsdienst zu entgehen. Zahnprothesen vor 1800 wurden meist aus Elfenbein, Tierknochen, Walross- oder Nilpferdzähnen gefertigt. Beliebt war auch die Verwendung der Zähne der gefallenen Soldaten. Die Herstellung von Porzellanzähnen war ebenso gebräuchlich, aber teuer. Zudem erwies sich dieses Material oft als brüchig.

Obgleich ich viel Zeit auf meine Recherchen verwende, werden Historiker in meinem Roman zweifelsohne Fehler entdecken. Diese bitte ich zu entschuldigen. Ebenso wie Rechtschreibfehler und grammatikalische Schnitzer. Ich habe mein Bestes getan, aber wenn man immer und immer wieder die gleichen Seiten liest, wird man blind für Inkorrektheiten.

In erster Linie soll diese Geschichte unterhalten, einige Stunden in die Vergangenheit entführen und dem geneigten Leser vielleicht sogar hin und wieder ein Lächeln entlocken.

Und zum guten Schluss:

Wenn all diejenige, die net doue, henge e Klöcksje haie hange, da bimmelet hauv Oche meint: Wenn all diejenigen, die nichts taugen, hinten ein Glöckchen hängen hätten, würde halb Aachen bimmeln.

Dagmar A. Hansen